



Interview mit Christel Schlör, einer der Gründerinnen der TuBF, im Oktober 2016

Im Oktober 2016 hat sich Christel Schlör von der TuBF verabschiedet. Eine neue Mitarbeiterin der TuBF, Maria Balfer, hat die Gelegenheit genutzt und mit Frau Schlör ein Interview über die TuBF geführt, das wir hier dokumentieren:

Maria: Wann bist du das erste Mal mit der Idee der TuBF in Berührung gekommen?

Christel: Eine Studienkollegin hat mich gefragt. Sie wusste, dass ich diesbezüglich interessiert war. Ich hatte mir in meinem Pädagogik- und Psychologie-Studium schon das Thema Positionierung der Frauen in der Gesellschaft ausgesucht und daher war eine gewisse Solidarität schon da. Am Anfang waren wir ein etwas ungeordneter Haufen und es kristallisierte sich dann heraus, dass wir ein Projekt machen wollten, wie es das in anderen Städten auch gab. Es war also immer schon die Verbindung zu Frauen überhaupt.

Maria: Also wirklich dezidiert ein Frauenprojekt?

Christel: Ja. Wobei dieses Projekt für mich auch eine Kanalisierung war. Es war die Zeit, in der ich im Krankenhaus gearbeitet und mein Geld verdient habe und die Strukturen dort überhaupt nicht meines waren. In hatte damals Verhaltenstherapie gelernt und kam dann in ein analytisch arbeitendes Umfeld und fand das interessant bis denk- und merkwürdig. Die Art, mit den Patienten zu arbeiten war auch nicht meines. Man musste innerhalb von einer Stunde die ganze Lebensgeschichte erfragen, eine Diagnose stellen und diese Art des Stempelns fand ich völlig unangemessen. Das führte dazu, dass ich in der Zeit einen Gegenentwurf brauchte. Ich wollte selbstbestimmter und kollegialer arbeiten und das in einem politischen Kontext.

Maria: Wann hat sich herauskristallisiert, was die TuBF sein will?

Christel: Als wir den Namen festgelegt hatten, war klar: Beratung und Therapie. Da bekam das eine Richtung. Aber wir wollten auch *anders* Therapie machen. Uns ging es nicht darum, dass wir die formale Anerkennung kriegen von irgendeinem Institut, sondern wir entwickelten nach und nach eigene Kriterien, wie wir beraten wollen.

Uns, die wir einen Einblick darin hatten, wie psychotherapiert wird, war klar, dass das nicht frauengerecht ist. Auch im Hinblick auf meine Position als Frau in dieser Arbeitswelt.

Maria: Was war für euch nicht frauengerecht?

Christel: Die Realität der Frauen eigentlich. Dass die Strukturen, in denen Frauen dekomensieren, nicht in den Blick genommen werden.

Am Anfang war das schon auch ein bisschen unspezifische Frauensolidarität. Es kam vor, dass Frauen in die Beratung kamen, um sich über ihren Mann zu beschweren, aber dafür waren wir ja nicht da und diese platte Frauensolidarität war auch nicht, was wir wollten. Wir alle waren politisierte Frauen und kamen auch aus einer bestimmten Zeit. Wir haben viel ausprobiert und auch Lebensformen ausprobiert. Es war viel Aufbruch, viel möglich und wir hatten überhaupt nicht im Blick, Geld zu verdienen.

In dieser Anfangszeit hatten wir viele energetische und finanzielle Kapazitäten, weil wir noch nicht so überrannt waren. Wir haben viel politisch gearbeitet, da ging es dann um Häuserbesetzungen, Plakattieren und sowas. Das war der Boden, auf dem wir gearbeitet haben und auf dem Ideen entstanden.

Maria: Ihr habt angefangen als sehr starker Gegenentwurf von politischen Frauen, die gesagt haben: so wie Gesellschaft und Staat das machen, wollen wir das eigentlich nicht. Und dann wurde irgendwann der Staat zum Kooperationspartner. War das eine große Umstellung?

Christel: Ich finde, ja. Es ging uns darum, wie wir das Geld und eben auch die Frauen halten können. Aber die Frage ist natürlich schon, welche politischen Risiken wir heute noch eingehen würden.

Wir waren im Inneren alle um Seriosität bemüht und ich habe auch schon immer viele Weiterbildungen gemacht. Zum Beispiel habe ich bereits 1998 mit der interkulturellen Ausbildung in Berlin begonnen. Auch das hat die TuBF verändert.

Maria: Das Thema war also gar nicht von Anfang an dabei?

Christel: Nein, wir waren rein weiß situiert. Ab 1998 haben wir dann zunächst eine Migrantin gesucht und dann war schnell klar, dass das mindestens zwei sein müssen, damit nicht eine allein zuständig ist für alles, was mit Migration zu tun hat.

Maria: Wenn du die TuBF von heute und die TuBF vom Anfang gegenüber stellst, welche zwei Bilder würdest du dafür jeweils wählen?

Christel: Spontan würde ich sagen, am Anfang war es ein bisschen wie ein Dschungel. Wir wussten nicht, was aus dem Ganzen wird. Es wäre aber auch nicht passend, zu sagen, jetzt ist es ein gepflegter Garten. Wir sind zwar etablierter und haben mehr Konturen, aber wir haben uns immer noch eine Seite bewahrt, wo gesellschaftliche Entwicklungen in den Blick genommen werden und ein Gegenentwurf stattfindet. Ich finde immer noch, dass es eine politische Heimat für mich ist.

Maria: Hat sich die TuBF seit ihren Anfängen fundamental verändert?

Christel: Nein, eigentlich nicht und das finde ich auch gut daran. Es gab zwar eine Etablierung, aber es ist immer noch ein Ort, wo quer gedacht wird und wo bestimmte Ansprüche verwirklicht werden, die mir gefallen.

Maria: Welche Ansprüche sind das?

Christel: Die –Ismen der Gesellschaft immer auch im Blick zu haben und strukturelle Dinge in den Therapien mit zu berücksichtigen, sei das Kapitalismus oder Rassismus. Die realen Lebensbedingungen mit hinein nehmen und sich entwickeln und quer denken.

Maria: Was hat dich bewogen, zu bleiben?

Christel: Über das Coaching waren auch Frauen da, die bei diesem Thema einen spezifischen Frauenansatz wollten. Ich habe zwar selbst kein Coaching gemacht, aber das gab mir doch das Gefühl, dass wir auf dieser Ebene noch eine wichtige Anlaufstelle sind, da wir einen anderen gesellschaftlichen Blick auf Frauen haben.

Ich fand auch wichtig, dass die Frauen mitkriegen, dass es Arbeitsstrukturen gibt, die erstmal nicht hierarchisch sind, wo Frauen seit Jahren kontinuierlich miteinander arbeiten und wo auch ein Gegenentwurf stattfindet zu dem Vorurteil, dass Frauen am Arbeitsplatz sich nicht vertragen. Insofern war dieser Ort auch immer ein Modell für Arbeitsleben. Das fand ich sehr wichtig, denn Frauen gehen in ihren Arbeitsstrukturen vor die Hunde.

Maria: Was wünschst du der TuBF?

Christel: Die materiellen Voraussetzungen, dass die TuBF so viel Kapazität hat, inspiriert in die Zukunft zu sehen, zu organisieren, zu veranstalten und nach außen wieder sichtbarer zu werden. Dass diese Freiheit wieder kommt.